

Zeitschrift: Energie & Umwelt : das Magazin der Schweizerischen Energie-Stiftung
SES

Herausgeber: Schweizerische Energie-Stiftung

Band: 2 (1983)

Heft: 2: Zukunftsbilder

Artikel: Utopie 1 : Genies und Dilettanten

Autor: Grupp, Michael

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-586100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UTOPIE 1

Genies und Dilettanten

Immer wieder werden Bilder, Gedankengebäude entworfen, Spiele der Phantasie, wie unsere Welt auch aussehen könnte: einerseits sind es oft Schreckvisionen der totalen durchtechnisierten Welt, Plastikbäume und Kunststoffnahrung, andererseits die Auflösung der Grossstrukturen, der Grosstechnologien in «kleine Netze», überschaubare Räume der Geborgenheit, des Zusammenlebens von Mensch und Natur. Einen – möglichen – Weg in die Zukunft beschreibt Michael Grupp (Synopsis Institut de Recherche Alternative): ein Dorf durchläuft den beschwerlichen Weg in die industrielle Gegenwart – und macht sich dann an die noch beschwerlichere Umkehr, ganz allmählich, von den Rändern, den einzelnen her.

Ich möchte meinen Bericht mit einer Geschichte beginnen, mit der Geschichte eines Dorfes, das es nie gegeben hat und das es nie geben wird. Trotzdem glaube ich, dass Sie alle dieses Dorf wiedererkennen werden. Und zwar liegt das daran, dass es dieses Dorf geben könnte, und zwar überall in Europa. Legen wir also das Dorf in ein Bergtal, nicht allzu hoch in die Berge, nicht zu nahe an eine Stadt heran, und beginnen wir seine Geschichte am Anfang dieses Jahrhunderts. Unser Dorf war damals, jedenfalls verglichen mit heutigen Verhältnissen, von seiner Umwelt vergleichsweise unabhängig. Hätte man es von der Welt, sagen wir von einem Kreis ausserhalb 30 km Durchmesser, abgeschnitten, so hätten das die Dorfbewohner wohl gemerkt, es hätte sie aber nicht in ernsthafte Gefahr gebracht. Sie stellten den grössten Teil ihrer Nahrungsmittel selber her, und auch was sie sonst zum Leben brauchten, kam nicht von weit her. Die meisten Bewohner gingen sehr vielseitigen Beschäftigungen nach, auf dem Feld, im Garten, beim Vieh und im Wald. Handwerker im Dorf sorgten für den Rest. Die Arbeitsprozesse waren überschaubar, der Metzger schlachtete eine Kuh, der Gerber gerbte die Haut und der Schuster machte Schuhe draus. Schuhe für sich selbst und für die anderen Dorfbewohner.

Der erste Lastwagen

Das änderte sich in dem Moment, als der Lastwagen unser Dorf entdeckte. Nun fanden die Produkte des Dorfes auch Käufer ausserhalb, und umgekehrt kamen Produkte von weiter her ins Dorf. Der Schuster musste jetzt mit der Schuhfabrik in der benachbarten Stadt konkurrieren, und weil in dieser Schuhfabrik «effizienter» gearbeitet wurde als in der Werkstatt des Schusters, war dieser Konkurrenzkampf kurz. Der Schuster machte sein Geschäft zu und arbeitete von diesem Tag an in der Schuhfabrik. Sicherlich wurden nicht alle im Dorf so hart vom Anschluss an den Markt getroffen. Der Uhrmacher etwa, der vorher seine Uhren Stück für Stück herstellte und nur in den engen Umkreis verkaufte, setzte nun seine Uhren überallhin ab. Er nahm sich erst einen Gesellen, und dann zwei Arbeiter, und nach wenigen Jahren war er Chef einer kleinen Uhrenfabrik. Vermutlich war es auch er, der das erste Auto im Dorf hatte. Zeichen seines neuen Reichtums und Zeichen des Fortschritts. Auch sonst begann sich einiges im Dorf zu ändern. Geld wurde wichtiger. Konnte man vorher dem Schuster für ein Paar neue Schuhe einen Sack Getreide geben, brauchte man jetzt Geld, wenn man neue Schuhe wollte; denn der

Schuhhändler im Tal war mit Getreide nicht zufrieden. Man kann nun sagen, dass das ja nicht so schlimm ist. Man geht dann eben mit seinem Sack Getreide ins Tal und verkauft den Sack auf dem Markt, dann hat man das nötige Geld. Das taten die Leute dann wohl auch. Aber dabei erlebten sie eine Überraschung. Als sie den Sack verkauft hatten und mit dem erlösten Geld zum Schuhhändler kamen, stellten sie fest, dass das Geld für den Kauf neuer Schuhe nicht reichte. Waren sie auf dem Markt oder beim Schuhhändler betrogen worden? Vielleicht. Doch es gab auch andere Gründe. Zum einen waren jetzt an dem Tauschgeschäft Getreide gegen Schuhe mehr Menschen beteiligt: Getreidehändler, Arbeiter in der Schuhfabrik, Bürokraten in der Schuhfabrik, die ganze Rohstofflieferantenkette, Transportunternehmen für die Gerbereichemikalien, für Leder, für fertige Schuhe, und schliesslich die Schuhhändler, vom Chef des Schuhladens bis zur Verkäuferin mit dem Schuhlöffel. Und alle diese Menschen wollten schliesslich auch leben und daher etwas verdienen.

Aber das war noch nicht alles. Die Leute aus dem Bergdorf mussten jetzt mit ihrem Getreide gegen die Bauern aus dem Tal konkurrieren, die ja auch versuchten, beim Getreidehändler zu verkaufen. Und diese Konkurrenz war für unsere Dorfbewohner nachteilig; Getreide kann man im Tal mit weniger Arbeitsaufwand anbauen als auf den Berghängen oben im Dorf. Die Dorfbewohner sahen also, dass sich für sie die Getreideproduktion nicht mehr lohnte und sie hörten mit wenigen Ausnahmen auf, Getreide anzubauen.

Monokultur

Und so kam es, dass in dem Dorf, wo vorher alles Wesentliche an Ort und Stelle hergestellt worden war, wo also jeder so gut wie alles machte, eine Art Monokultur überhand nahm. Die Felder verödeten, die Ställe wurden zu Fremdzimmern umgebaut, die Gärten wurden immer kleiner, und wer von den Dorfbewohnern nicht in der Stadt oder im Tal arbeitete, der arbeitete in der Uhrenfabrik. Anstatt also wie früher alles selber zu machen, oder mehr oder weniger alles, hatten sich jetzt die Bewohner des Dorfes spezialisiert. Dazu kam, dass sie nicht mehr ihre eigenen Herren waren, sondern dass sie in Betrieben arbeiteten, die nicht von ihnen selbst, sondern von einem Chef geleitet wurden. Sie mussten sich jetzt also unterordnen. Natürlich hatte diese Unterordnung, diese grössere Organisation, auch ihre Vorteile. Wer den materiellen Wohlstand der Dorfbewohner vor hundert Jahren mit dem von heute vergleicht, der wird das einsehen. Hatten die Dorfbewohner noch vor hundert Jahren ausser

dem, was sie zum Leben brauchten, nur wenige langlebige Gebrauchsgegenstände, so haben sie heute nahezu alle Fernseher, ein Radio und in vielen Fällen auch ein Auto. Ihr Haus ist mit vielerlei Maschinen und Geräten ausgestattet, die seinen Bewohnern die Arbeit erleichtern sollen.

Die Menschen in unserem Dorf haben also etwas verloren und sie haben etwas gewonnen. Gewonnen haben sie materiellen Wohlstand, verloren haben sie zu einem guten Teil ihre Unabhängigkeit, ihre Fähigkeit, unabhängig von ihrer weiteren Umgebung zu existieren und die Möglichkeit, der eigene Chef zu sein, in eigener Regie abwechslungsreichen Arbeiten, auch wenn diese hart sein mögen, nachzugehen. Die Frage liegt auf der Hand, ob das ein gutes Geschäft war.

Vorteile? Nachteile?

Diese Frage lässt sich sicher nicht eindimensional mit ja oder nein beantworten. Zu viele verschiedene Vor- und Nachteile liegen auf der Waagschale. So ist es etwa angenehm, seine Wäsche nicht mit der Hand waschen zu müssen, sondern sie in eine Waschmaschine zu stecken. Und so ist es auch angenehm, mal in die Stadt fahren zu können, um ins Kino zu gehen. Andererseits muss man sich darüber klar werden, wie teuer solche Annehmlichkeiten erkaufte sind. Die Waschmaschine wäscht nicht von selbst. Man muss sie kaufen, zu ihrem Betrieb verbraucht sie Energie, irgendwann muss man sie reparieren, und schliesslich muss man sie nach einigen Jahren durch eine neue Waschmaschine ersetzen. Man

spart damit Arbeit beim Waschen, muss aber statt dessen für die Waschmaschine arbeiten. Das analoge Argument für den Fall Auto wird inzwischen kaum noch bestritten: Man fährt mit dem Auto langsamer als mit dem Fahrrad, wenn man nicht nur die reine Fahrzeit rechnet, sondern auch die Arbeitszeit, die nötig ist, um das Auto zu kaufen und zu betreiben.

Blick in die Zukunft

Schauen wir in die Zukunft unseres Dorfes. Einmal könnte es so weitergehen wie bisher. Die Uhrenfabrik muss auf «typische» Kuckucksuhren umstellen, weil es da kaum Konkurrenz gibt. Die Schuhfabrik in der benachbarten Stadt macht pleite, weil in der grösseren Stadt noch 30 km weiter eine Gross-Schuhfabrik gebaut worden ist, die Schuhe mit unglaublicher Geschwindigkeit ausstösst. Die Konkurrenz ist übermächtig, und von nun an fahren unsere Schuharbeiter nicht mehr nur bis zur benachbarten Stadt, sondern noch 30 km weiter, hin und zurück. Dafür mag ihr Einkommen gestiegen sein, was ihnen erlaubt, einen schnelleren Wagen zu fahren. Aber weil auch der schnellste Wagen nichts gegen Verkehrsstauungen ausrichten kann, ist letztlich der Arbeitstag länger geworden, und die letzten Gärten verschwinden aus unserem Dorf. Und, so wie die ganzen zusätzlichen Geschirrspülmaschinen und Farbfernsehgeräte, die der höhere Lohn ins Dorf bringt, steigert auch das den «Lebensstandard», weil ab jetzt für Gemüse Geld bezahlt wird.

Es ist eine Frage, wie lange das gutgeht. Was passiert, wenn die Uhrenfabrik im Dorf bankrott macht? Oder die Gross-Schuhfabrik in der grossen Stadt? Was geschieht, wenn die Elektrizitätsversorgung in einem strengen Winter zusammenbricht, oder, wenn die Erdölversorgung ausfällt? Wenn also der Lastwagen, der das Dorf an den Markt angeschlossen hat, und der jetzt die Lebensmittel ins Dorf bringt, nachdem sie jetzt nicht mehr im Ort selbst hergestellt werden, nicht mehr fährt? Wer glaubt, das Dorf könne so einfach wieder zu seiner früheren Lebens- und Produktionsweise zurückkehren, als sei nichts geschehen, der täuscht sich. Der Weg zurück wäre sehr langwierig. Eine funktionierende Landwirtschaft oder Viehzucht aufzubauen, dauert lange Jahre. Eine Krise der Industriegesellschaft würde unser Dorf also fast so hart treffen wie eine Stadt. Eine Folgerung aus diesen Überlegungen lässt sich schnell ziehen: Um die Gefahr einzudämmen, sollte das Dorf einen Bereich der Selbstversorgung aufrechterhalten, der im Falle von Versorgungsschwierigkeiten das Schlimmste verhüten kann. Man kann an Gärten denken und an einen minimalen Viehbestand. Ein Mindestmass an Energieversorgung sollte si-



chergestellt werden. Besonders für die Beleuchtung und Heizung. Kurz: das Dorf sollte sich eine Art Rettungsboot für solche Versorgungskrisen aufbauen. Es gibt aber andere Dinge, gegen deren Verlust man sich nicht so leicht versichern kann. Felder lassen sich wieder bebauen, eine Viehzucht lässt sich wieder anfangen. Andere Dinge gehen unwiederbringlich verloren. Früher sassen die Menschen unter der Linde abends zusammen, da spielte an Festtagen die Kapelle auf, da gab es Dichter und Sänger, da waren Menschen nicht nur aufeinander angewiesen, sondern auch mit sich gegenseitig beschäftigt. Diese Kultur ist heute vollständig einem eintönigen Arbeitsleben und dem Fernsehen zum Opfer gefallen. Und auch die traditionellen Fertigkeiten, dass eben jeder so gut wie alles können musste, sind heute unnötig geworden und fast verschwunden. Das ist eine ungünstige Ausgangsposition für einen Moment, an dem wieder eine grössere Selbständigkeit notwendig würde. Ich glaube aber, dass der entscheidende Punkt woanders liegt. Es ist einfach unbefriedigend, ein Rädchen in einem System zu sein, die eine Hälfte des Tages bei immer der gleichen Arbeit zu verbringen, die andere Hälfte in vorprogrammierter Freizeit. Zumal, wenn es andere Möglichkeiten gibt.

Mehr für sich arbeiten, weniger für andere

Und die gibt's. Die Dorfbewohner könnten wieder anfangen, mehr für sich selbst und weniger für andere zu arbeiten. Und zwar fängt das so an: Die Enkelin des Schusters, der damals von der Schuhfabrik verschluckt worden ist, erwartet ein Kind. Sie ist Sekretärin in der grossen Schuhfabrik im Tal. Ihr gefällt das neue

Leben, ohne den täglichen Weg ins Tal und sie beschliesst daher, nach der Geburt ihres Kindes vorläufig nicht mehr an ihre Arbeitsstelle zurückzukehren. Finanziell geht das. Ihr Vater hat sich im Lauf seines Lebens einiges zusammengepart und er kriegt ausserdem eine Pension, ihr Mann arbeitet weiter als Auto-mechaniker im Tal. So hat sie, einige Zeit nach der Geburt ihres Kindes, Zeit, sich im Haus umzusehen. Sie merkt dabei, dass die Fenster erneuerungsbefür-tigt sind, und ihr fällt die hohe Heizrechnung vom letzten Winter ein. Und weil sie und ihr Vater gern mit den Händen arbeiten, ist schnell beschlossen, dass die beiden Doppelfenster von ihnen selbst eingebaut werden.

Das Gewächshaus

Das ist in kurzer Zeit geschehen, vor dem Haus steht jetzt eine Ladung alter, aber noch einigermaßen gut erhaltener Fenster, und Vater und Tocher haben nun Geschmack daran gefunden, bei sich im Haus zu arbeiten. Und weil es beiden in der Seele weh tut, die noch intakten Fenster wegzuerwerfen, beschliessen sie, damit ein an der Südseite angebautes Gewächshaus zu bauen. Das geschieht auch noch vor dem Winter, und, ein Glücksfall, die Nachbarn finden das zwar verrückt, aber keiner zeigt sie bei der Bau-behörde an.

Als die Nachbarn aber im nächsten Früh-jahr erfahren, dass die Heizkosten der Familie auf die Hälfte gefallen sind, dass ausserdem einiges Gemüse in dem Gewächshaus entstanden ist, finden sie das nicht mehr so verrückt. Einer der Nachbarn fängt jetzt an, seinen Müll nach kompostfähigem und anderem Müll zu trennen, und er bringt regelmässig den kompostierbaren Müll zum Gewächs-

haus hinüber. Dafür kriegt er frühe Setzlinge.

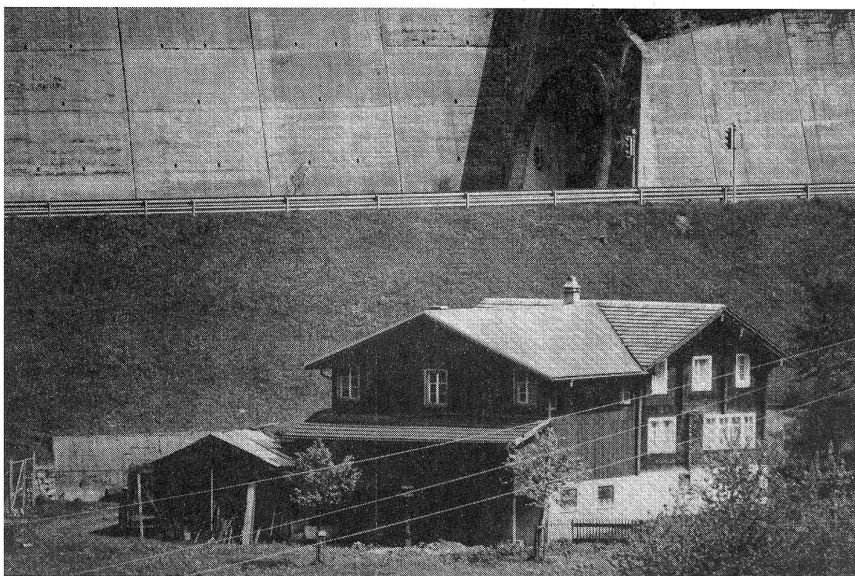
Neue Erfahrungen

Und damit nicht genug. Die Familie überträgt die neuen Erfahrungen auch auf andere Gebiete ihres täglichen Lebens. Sie entdeckt, dass eine Vielzahl der Dinge und Dienstleistungen, die man «Komfort» nennt, entweder überflüssig bis störend sind oder leicht und besser selbst gemacht werden können. Und der Schluss drängt sich auf: Vieles von dem, was heute «angemessen» oder gar «notwendig» genannt wird, beschränkt die Freiheit seines Besitzers.

Und diese Erkenntnis breitet sich im Dorf aus. Fünf Jahre später haben drei weitere Frauen ihr Berufsleben im Dorf aufgegeben, und vier der Männer arbeiten nun halbtags. Und noch etwas ist in den fünf Jahren passiert. Die jungen Leute sind im Dorf geblieben und haben nicht, wie es vorher üblich war, ins Tal geheiratet. Zum erstenmal seit hundert Jahren nimmt die Einwohnerzahl des Dorfes wieder zu. Und auch sonst sind Veränderungen sichtbar. Die Esse, die seit dem Tod des Schmiedes in einer Scheune vor sich hin rostete, steht wieder betriebsbereit an einem zugänglichen Platz und wird wieder in Betrieb genommen, sobald ein Werkzeug Reparatur braucht. Jemand hat aus dem Tal eine alte Metaldrehbank organisiert.

Der Waschsalon

Und Glück kam auch dazu. Der Hotelier aus der Stadt, der die alte Mühle wieder aufgebaut hatte, um ein Hotel daraus zu machen, ist pleite gegangen. Der Sohn des Besitzers dieser Mühle, zusammen mit einigen Freunden, hat eine alte Turbine aufgetrieben und in die Mühle eingebaut. Und weil das E-Werk den Strom von dieser Turbine nicht abkaufen wollte, haben sich die jungen Leute etwas anderes einfallen lassen. Sie haben, nach einiger Überredungskunst, ihre Mütter dazu gebracht, ihnen ihre Waschmaschinen zu überlassen. Sie haben mit diesen vier Waschmaschinen in der Mühle eine Art kleinen Waschsalon eingerichtet, der in völliger Selbstbedienung funktioniert. Inzwischen haben sie sich etwas zerstritten, denn jeder hatte eine andere Idee davon, was nun geschehen könnte. Einer will mit der Wasserkraft ein kleines Sägewerk betreiben, um das Holz ins Tal zu verkaufen, ein zweiter will unbedingt das Elektrizitätswerk dazu zwingen, den Strom der Turbine abzukaufen, ein dritter hat verrückte Pläne für eine grosse Waschmaschine, die direkt von der Mühlenkraft angetrieben wird. Aber solange die drei sich streiten, wäscht das Dorf in dem neuen Waschsalon.



Das Sägewerk

Weitere fünf Jahre später ist der Streit entschieden. Den Waschsalon gibt es immer noch, allerdings mit etwas solideren Maschinen, und neben der Mühle steht das kleine Sägewerk. Der mit der verrückten Idee für die grosse Waschmaschine (er ist der Sohn des Uhrenfabrikanten) will die Uhrenfabrik auf Mikrocomputer und Solarzellen umstellen. Ein anderer studiert jetzt in der Stadt Medizin und macht bald Examen. Er will danach in sein Dorf zurückkehren. Er hat eine Idee. Er hat sich ausgerechnet, dass die Menschen in seinem Dorf eine enorme Summe für alle Arten von Versicherungen ausgeben, und er will sie dazu bringen, sich gegenseitig zu versichern. Er hat sich dazu ein schlaues System ausgedacht, in dem eine Universalversicherung für Krankenfälle, Altersversorgung und Schadensfälle aller Art, die ungefähr so funktioniert wie eine Sparkasse. Zunächst wird ein Risikofonds angelegt, und danach bemisst sich der Beitrag der einzelnen Mitglieder nur noch danach, wieviel nötig ist, um diesen Riskofonds beisammenzuhalten. Also nach der realen Höhe der Ausgaben für Schadensfälle. Eventuelle Grossschadensfälle sollen durch eine Rückversicherung gedeckt sein. Im Augenblick knobelt er daran, wie er dieses System seinen Freunden schmackhaft machen kann.

Freiheit der Wahl

Lassen wir ihn dabei, und überlegen wir uns, was sich in unserem Dorf geändert hat. Auf der materiellen Seite ist das leicht zu beschreiben. Die Dorfbewohner arbeiten jetzt wieder mehr für ihre eigenen Bedürfnisse, und weniger für Geld. Sie haben das Industriesystem da,

wo ihnen das wünschenswert erschien, zurückgedrängt und durch Selbstversorgung ersetzt. Sie haben also nicht etwa Technik oder zentrale Organisation oder Arbeitsteilung pauschal und grundsätzlich zurückgewiesen, sondern sie gönnen sich die Freiheit der Wahl. Auf der einen Seite das selbstgebaute Gewächshaus und die Schmiede, auf der anderen Seite die gekauften Waschmaschinen. Natürlich könnte diese Wahl im Nachbardorf völlig anders ausfallen.

Wichtig dabei ist, dass es eine Wahl gibt. So wie einer, der Lust auf Äpfel hat, sich auf dem Markt die guten Äpfel aussucht und die faulen im Korb liegen lässt, könnten wir uns aus dem Korb des Angebots an industriellen Gütern und Dienstleistungen die herausuchen, die uns lohnend erscheinen und die liegenlassen, die wir nicht wollen.

Bedingungen:

Fragen wir uns zunächst nach den Bedingungen, die es unserem imaginären Dorf erlaubt haben, sich so zu entwickeln, wie ich das in meiner Geschichte erzählt habe. Zunächst waren die Menschen dort keine Fatalisten. Sie sahen, dass technische Entwicklungen nicht zwangsläufig ablaufen. Wenn es in unserer Geschichte der Lastwagen war, der das Dorf um die Jahrhundertwende an den Markt angeschlossen hat, so ist doch der Lastwagen sicherlich nicht der Grund für diese Entwicklung, sondern allenfalls ihr sichtbarer Teil. Der Lastwagen hat diese Entwicklung technisch möglich gemacht. Aber hinter dem Lastwagen standen Menschen, die speziell an dieser Entwicklung interessiert waren. Sie haben, mit Hilfe des Lastwagens, das Dorf in ihre Märkte eingegliedert. Umgekehrt

hätten sich die Dorfbewohner gegen diese Lastwagen wehren können. Schliesslich liegt das Dorf irgendwo in den mitteleuropäischen Gebirgen und nicht in einem Andental.

Und damit sind wir bei einer zweiten Bedingung. Unsere Geschichte setzt voraus, dass die Bewohner des Dorfes eine gewisse Entscheidungsfreiheit über ihr Leben haben. Und so wie die Geschichte der Zukunft des Dorfes mit einer schwangeren Frau anfang, und nicht mit einer Vollversammlung aller Dorfbewohner, so beginnt diese Entscheidungsfreiheit bei der Entscheidung des einzelnen. Wir haben bei Synopsis Szenarien durchgespielt, die wesentlich konkreter sind als das kleine Märchen, das ich gerade erzählt habe. So gut wie jeder kann mit seiner eigenen Arbeit und mit seinen eigenen Ersparnissen sich einen Bereich der Selbstversorgung zurückerobern. Ernährung, Hausheizung, Versorgung mit Warmwasser sind dafür besonders geeignet.

Konsumrennen und Schattenarbeit

Diese Entscheidungsfreiheit, so glaube ich jedenfalls, liegt im wesentlichen darin begründet, dass der einzelne heutzutage (noch) nicht gezwungen ist, das Konsumrennen bis zur Erschöpfung mitzumachen. Zwar gibt es viele Menschen, die fast ihr gesamtes Geld dafür ausgeben, um in immer schnellerer Folge Gebrauchsgegenstände zu kaufen, deren Sinn und Zweck immer weniger klar ist, und deren Lebensdauer ständig zurückgeht. Viele verschulden sich sogar, um auf diesem Karussell noch schneller fahren zu können. Andererseits kann man seine Möbel auch vom Sperrmüll holen, kann auf die repräsentative Wohnung und den dazugehörigen Teppichboden verzichten und kann ein Auto fahren, das drei Nummern kleiner und zehn Jahre älter ist als das der Kollegen. Kurz, man kann heute noch über den Bereich der «Reproduktion», also über das, was man ausserhalb des Berufs tut, relativ frei verfügen. Man kann, anstatt sich einfach wieder für das weitere Berufsleben fit zu machen, dieses Berufsleben dadurch zurückdrängen, dass man anfängt, sich teilweise selbst zu versorgen. Es ist gut möglich, dass wir bald diese relative Freiheit verteidigen müssen. Ivan Illich befürchtet, dass dieser Reproduktionsbereich, den er den Bereich der Schattenarbeit nennt, bald straffen Disziplinierungsversuchen ausgesetzt sein wird. Dass man also bald gezwungen sein wird, auf eine bestimmte Weise bestimmte Dinge zu konsumieren, und dass das, was man heute noch in einer gewissen Unabhängigkeit tun kann, so wie Kinder erziehen, für sich selber sorgen, sich Essen kochen oder Zuneigung ausdrücken, bald dem



Reglement von Spezialisten unterworfen sein wird, die einem dann vorschreiben, wie man das alles zu tun hat. Man ist dann nicht mehr Vater oder Mutter, sondern unbezahlter Säuglingspfleger, Hilfspädagoge, Sozialarbeiter. Ich glaube, dass Illich recht hat, wenn er meint, dass die Entwicklungsfreiheit der Gesellschaft entscheidend davon abhängen wird, inwieweit es gelingen wird, sich gegen solche Machtergreifungen im Alltäglichen zu wehren. Wir müssen das Recht behalten, aus dem Konsumzwang auszuscheren, das Recht, einfach zu leben, das Recht auf Unordnung. Diese Rechte geben uns Zugang zu Überschüssen an Geld und an Zeit, und damit Zugang zu einem Leben in grösserer Unabhängigkeit.

Geistiger Zentralismus

Aber es gibt auch weniger materielle Bedingungen für eine andere, menschenfreundlichere Entwicklung. Der Zentralismus, der mit dem Lastwagen ins Dorf gekommen ist, hat eine Parallele in den Köpfen der Menschen: dem geistigen Zentralismus. Es gab diesen geistigen Zentralismus wohl in allen geschichtlichen Epochen, und immer wurde er anders benannt: «Tugend», «das Gute», «Gottes Wille», «die Wahrheit» waren seine Namen in vergangenen Epochen. Objektive Tatsachen lässt er sich heute nennen.

Dieser geistige Zentralismus bezieht heute seine Glaubwürdigkeit aus der naturwissenschaftlichen Methode, deren Ziel es ist, aus einer möglichst grossen Vielfalt von Einzelbeobachtungen möglichst allgemeine Theorien zu machen. Theorien also, die einen möglichst grossen Bereich von Phänomenen befriedigend erklären. Dieses Verfahren hatte, jedenfalls was naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn angeht, einen grossen Erfolg.

Einheitslösung: technischer Maximalismus

Es wurde aber aus diesem Bereich heraus exportiert. So wie im Bereich der Wissenschaft möglichst wenige Theorien einen möglichst grossen Bereich von Einzelphänomenen erklären sollten, so sollte, im Bereich der Technik, eine möglichst geringe Zahl von technischen Standardlösungen möglichst viele Einzelprobleme lösen. Die Nachteile solcher Einheitslösungen lassen sich schnell erkennen: Eine Lösung, die für ein bestimmtes Problem entwickelt wurde, wird diesem Problem sicher eher gerecht, als eine Lösung, die für eine Gesamtheit notwendig verschiedener Probleme entwickelt wurde. Dafür lassen sich beliebig viele Beispiele finden. So ist es etwa blödsin-

nig, ein Haus, das an einem Südhang und in der Nähe eines Waldes liegt, mit der Einheitslösung «Ölheizung» zu beheizen.

Da Einheitslösungen dieser Art die Bedürfnisse aller möglichen Benutzer zu befriedigen stellen wollen, enden sie notwendigerweise in einer Art technischen Maximalismus, d. h. sie bieten jedem mehr, als er eigentlich will. So ist dem einen eine gutgeheizte Wohnung wichtiger als ein tadelloser Teppichboden, und beim ändern ist es vielleicht umgekehrt. Wer aber in eine Neubauwohnung zieht, der kann sich weder gegen das eine noch gegen das andere wehren. Er muss aber für beides bezahlen. Das Ergebnis ist notwendigerweise Verschwendung.

Einheitslösungen haben noch einen anderen Nachteil. Eine Lösung kann auf der anderen aufbauen und was dabei herauskommt, ist ein explosiver technischer Fortschritt. Und zwar ist dieser technische Fortschritt explosiv, obwohl in unserer Gesellschaft nur eine Minderheit von Menschen schöpferisch tätig ist, und die Mehrheit die Problemlösungen dieser Minderheit einfach zu schlucken hat. Eine Pyramidenstruktur, verschwenderisch im Umgang mit Ressourcen, sparsam im Umgang mit Ideen.

Individuelle Lösungen

Bedeutet das jetzt, dass man nun auch dieser Minderheit das schöpferische Denken verbieten muss, um den zerstörerischen technischen Fortschritt aufzuhalten? Ich glaube nicht. Andererseits sollte auf die Allgemeingültigkeit von Lösungen verzichtet werden. Beispiel Heizung. Bei diesem Haus eine Sonnenheizung (geeignete Lage); bei jenem eine

biogasbetriebene Wärmepumpe (keine Sonne, dafür eine Viehhaltung oder sonstige Landwirtschaft in der Nähe); da Wasser als Wärmeträger (Zentralheizung war schon vorhanden); dort ein integriertes Gewächshaus (die Bewohner sind nicht nur an Heizung, sondern auch an Gemüse interessiert). Und die Einheiten aller dieser individueller Lösungen hängen wieder von den speziellen örtlichen Begebenheiten ab. Um diese Vielzahl von Problemen zu lösen, müssen alle anfangen, über ihre eigenen Probleme nachzudenken, und diese Probleme für sich (und nicht für andere) zu lösen. Die oben beschriebene Pyramidenstruktur (viele Probleme – eine Lösung) wird hier also einer individuellen Problemlösung entgegengestellt (ein Problem – eine Lösung).

Und solche individuellen Lösungen können nur schwerlich aufeinander aufbauen. Man könnte also auf eine Gesellschaft zusteuern, in der nicht wenige für alle Probleme lösen; in der mit Rohstoffen, Energie, und auch mit Natur und Umwelt sparsam umgegangen wird, aber mit Ideen und genialen Einfällen verschwenderisch; und wo trotzdem zugestanden wird, dass es sicherlich noch mehr Ideen und Lösungswege zu einem bestimmten Problem gibt; wo viele «Genies» an ihren verschiedenen Problemen herumknacken. Man könnte eine solche Gesellschaft «Gesellschaft der Genies» nennen. Mit einer Einschränkung wohl: unsere Genies werden bei ihrer schöpferischen Arbeit sicherlich Dinge «erfinden», die schon Tausende von Malen «erfunden» worden sind; unsere Genies sind notwendigerweise auch Dilettanten. Ich glaube aber, dass das ein Risiko ist, das wir eingehen können.

